



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Goethes Frau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sein will. Das Verfahren des Reichsstrafgesetzbuches, ihn in einem eignen Abschnitte zu behandeln, ist daher durchaus gerechtfertigt. Damit ist freilich noch nicht erwiesen, ob die einzelnen Bestimmungen desselben nicht verbesserungsfähig sind. Wir geben die Verbesserungsfähigkeit derselben, wenn auch im wesentlichen nur in Bezug auf die Strafandrohungen, zu, müssen aber bestreiten, daß ein dringendes Bedürfnis für Verbesserungen vorliege. Immer aber müßten bei Veränderungen des Gesetzes die Grundsätze desselben festgehalten werden, daß der Zweikampf kein Verbrechen gegen die Person, sondern ein Verbrechen gegen den Staat, daß strafbar nicht der einzelne Angriff jedes Duellanten gegen den andern ist, sondern allein ihr gemeinsamer Angriff gegen die Staatsgewalt.

Berlin.

Heinrich Freih. von Zedlitz.



Goethes Frau.



on der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt das Charakterbild von Goethes Frau in der deutschen Literaturgeschichte. Nur daß die Partei der Mißgünstigen erheblich überwiegt. Neuerdings mehrten sich aber doch die Stimmen, welche verlangen, daß ein nun bald hundertjähriges Unrecht an dieser Frau wieder gut gemacht werde. Im Frühjahr 1888 sind hundert Jahre verflossen, seitdem der große Goethe seine „kleine Freundin“ fand, und seit diesen hundert Jahren ist dieses Wesen von Berufenen und Ueberufenen, von Frommen und Weltkindern, von Männern und Frauen mit Vorwürfen und Verleumdungen überschüttet worden, so überschüttet worden, daß es schwere Mühe kostet, die Arme unter diesem Berge wieder herauszugraben. Der erste, der sich dieser Mühe in neuerer Zeit unterzog, war ein bairischer Gymnasiallehrer S. Herzfelder, der eine kleine Monographie veröffentlicht hat: *Christiane Vulpius. Eine Studie zu Goethes Leben.* (München, M. Kieger, 1884.) Er hat im Anschluß an die von Riemer und Keil eingenommene Stellung zum erstenmale das Thema monographisch behandelt und alle einschlägigen Beweisstellen mit großem Fleiße gesammelt. So groß dies Verdienst ist, so ist es doch von noch größerem Werte, daß sich neuerdings gerade Frauen ihrer vielverleumdeten Schwester angenommen haben: so geschah dies im vorigen Jahre durch die bekannte Romanfchriftstellerin Emma Brauns in einer Reihe von Aufsätzen „Christiane von Goethe“ in der „Saale-Zeitung“ (Nr. 108 bis 115). Auch die neueste Publikation über diesen Gegenstand dürfte, obwohl der Herausgeber nicht genannt ist, von einer Frau herrühren. Die mit Fleiß und Sorgfalt ausgearbeitete,

prächtigt ausgestattete Schrift hat den Titel: Briefe von Goethes Frau an Nikolaus Meyer. Mit Einleitung, Facsimiles, einer Lebensskizze Nikolaus Meyers und Porträts. Straßburg, Karl F. Trübner, 1887. (41 Seiten Text in Quart auf Büttenpapier nebst 8 Blatt Facsimiles.)

„Briefe von Goethes Frau“ — so lautet der Titel. Damit ist schon von vornherein Stellung genommen gegen die allgemein übliche Redeweise von einer „Christiane Vulpius.“ Diese Redewendung nimmt dieser Frau ein Recht weg, das sie durch jahrelange Prüfungen und Duldungen sich ehrlich erworben hat: das Ehrenrecht, den Ehrennamen „Christiane von Goethe“ zu führen. Daß sie sich dieses Namens würdig bewiesen hat, diesem Nachweis ist auch diese neue Publikation gewidmet. Die Einleitung spricht zunächst von den Briefen und von ihrer Verfasserin. Die „freundschaftlichen Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer“ sind schon im Jahre 1856 bei Hartung in Leipzig herausgegeben worden, aber, was bei der schlechten Kalligraphie und Orthographie der Verfasserin zu entschuldigen ist, ungenau, mit vielen Lesefehlern. Die beigegebenen Facsimiles zeigen allerdings eine sehr schlechte Hand und eine äußerst mangelhafte Rechtschreibung. Aber mit Recht macht der Herausgeber darauf aufmerksam, daß sehr bedeutende Persönlichkeiten der damaligen Zeit nicht viel besser schrieben: z. B. Blücher und Goethes eigne Mutter, die „Frau Kat.“ Man kann also nicht ohne weiteres sagen, schon in der Form zeige sich Christiane als ein „bloßes Naturkind“ ohne geistige Bildung. Aber auch der Inhalt zeigt uns die Verfasserin nicht als eine ungebildete Person. Zwar finden wir keine geistreichen Wendungen, keine witzigen Pointen, aber neben allerlei hausbackenen Mitteilungen finden wir doch viele Nachrichten über literarische Vorgänge und Zustände, über das Kommen und Gehen berühmter Persönlichkeiten. In demselben Briefe, in dem sie um „fünzig Pfund Butter“ bittet, meldet sie auch die Aufführung der Jungfrau von Orleans und der Natürlichen Tochter; in demselben Briefe, in dem sie für „die schönen Fische“ dankt, meldet sie die Ankunft der Frau von Staël; sie spricht viel von ihrer Tanzlust, aber sie meldet auch, daß Goethe den Götz für das Theater umarbeitet, daß die Vorlesungen von Gall beginnen und daß ein neues Stück von Schiller einstudirt wird. Wir erhalten aus den Briefen den Eindruck harmloser Gutmütigkeit, naiver Empfänglichkeit, treuer Anhänglichkeit, sorgsamer Hausfräulichkeit. Rührend ist die dankbare Anhänglichkeit an den Adressaten, Nikolaus Meyer. Dieser hatte den Winter 1799 bis 1800 in Goethes Hause zugebracht; die vergleichende Anatomie war das Band zwischen dem jungen Mediziner und Goethe. Die Mitteilungen über diesen Mann, welche zum Teil aus persönlichen Quellen geflossen sind — die Publikation ist der Tochter desselben gewidmet —, lassen ihn als einen liebenswürdigen und ideal gerichteten Menschen erkennen, der aus persönlichem Umgange die Vielverkannte ihrem wahren Werte nach schätzen lernte und dem sie daher in allen Dingen offenes Vertrauen schenkte, dessen Freund-

schaft ihr inmitten der vielen Anfeindungen und Anfechtungen ein Trost war. Daß diese Anfeindungen unverdient waren, wird nun immer mehr erkannt und anerkannt werden. Goethe hätte dieses Wesen nie zu seiner Frau erhoben, wenn sie es nicht verdient hätte; sie verdiente es durch ihre treue Sorge um ihn, für dessen leibliches und geistiges Wohl sie unermüdlich thätig war. Auch für sein geistiges Wohl: ihre harmonische Natur schuf ihm eine angenehme Atmosphäre im Hause; sie trug seine Launen und heiterte ihn auf. So schreibt sie am 21. April 1802: „Ich lebe wegen des Geheime Rats sehr in Sorge, er ist manchmal sehr Hypochonder, und ich stehe viel aus; weil es aber Krankheit, so thue ich alles gern.“ Sie konnte das nur, weil sie neben den schönen Eigenschaften ihres Herzens auch „vielen natürlichen Verstand“ besaß, wie Meyer von ihr rühmt. Die Frau Rat nannte sie ihre „liebe Tochter“; alle, welche sie persönlich kannten, loben sie in jeder Hinsicht; nur diejenigen, welche sie nicht kennen und welche sie beneiden, klagen sie an und verleumden sie. Am wenigsten schön hat sich Frau von Stein in diesem Punkte benommen: wäre ihre Freundschaft für Goethe weniger selbstüchtig gewesen, so hätte sie ganz anders gehandelt; sie hätte als erfahrene Frau Goethes Verhalten verstehen und billigen sollen — dann hätte sie sich wahrhaft als seiner Freundschaft würdig bewiesen. Goethe aber hat sich auch in diesem Punkte als der große „Lebenskünstler“ bewiesen, als der er sich immer zeigte. Er verschaffte sich die Annehmlichkeiten eines häuslichen Lebens, ohne die vielen lästigen Pflichten einer „fatalen Ehe“ — wie seine Mutter sagte — auf sich nehmen zu müssen, welche ihn in seinem Schaffen gehindert hätten. Daß er das weibliche Wesen, das ihm in uneigennütziger Hingebung jene angenehme Situation schuf, dann nach achtzehn Jahren zu seiner Frau erhob, zeigt, daß er bei der Wahl seiner „Hausfreundin“ ein glückliches Auge bewies.

An dem Meere ging ich und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlehen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

Aber freilich: er brachte dies „Perlehen“ auf illegitimem Wege in seinen Besitz, und die Sittenrichter alter und neuer Zeit haben denn auch tausendfach die „Unfittlichkeit“ des Mannes herausgestrichen, dessen geistige Größe sie nicht leugnen konnten, auch wenn sie ihnen unsympathisch und unfaßbar blieb. Über diese „Unfittlichkeit“ nur so vieles. Es ist allgemein bekannt, daß das vorige Jahrhundert in diesen Dingen viel weitherzigere Anschauungen hatte, als die Zeit nach den Befreiungskriegen; Niemer sagt mit Recht: „Keine Zeit begreift die frühere, noch will sie als eine andre gelten lassen; und doch besteht in dieser verschiednen Möglichkeit des Verschiedenen alles Leben und Dasein, die Welt selbst.“ Wir sollen also nicht den Maßstab unsrer Zeit auf jene Zeit übertragen; wohl aber können wir Goethes Verhalten messend vergleichen mit dem Verhalten seiner Zeitgenossen. Und da sei doch daran erinnert, daß solche

Verhältnisse damals nichts besonders Anstößiges waren; so hatte z. B. Nichtenberg in Göttingen ein Blumenmädchen vom Lande in sein Haus aufgenommen. Vor allem aber sei daran erinnert, daß doch auch Hamann in einer solchen „Gewissensthe“ gelebt hat; nur daß Hamann, einer der Erneuerer des religiösen Lebens in Deutschland und noch jetzt eine Leuchte der evangelischen Frömmigkeit, dasjenige nicht für notwendig gehalten hat, was Goethe that — die „Hausfreundin“ zur gesetzlich anerkannten Hausfrau zu machen. Wenn nun der fromme Hamann so handelte, ohne den Ruhm seiner Frömmigkeit bis auf den heutigen Tag zu verlieren, so darf doch das „Weltkind“ Goethe auf dieselbe Billigkeit Anspruch erheben, die er doch aus dem genannten Grunde noch viel mehr verdient als Hamann. Auch denke man an die Zeit, in welcher Goethe seine Christiane fand; es war, wie der Herausgeber des Briefwechsels mit Recht betont, die Zeit der Rückkehr aus Italien: „In dem wundervollen Lande, wo einerseits vom großen alten Heidentum und andererseits von ungebrochener Menschlichkeit ein kräftiger Zug durch Kunst und Leben geht, entwickelte sich in ihm mächtig der bis dahin unklare Hang zu einem freien, naturgemäßen Dasein.“ Und Goethe selbst erzählt: „Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düsteren zu vertauschen. Die Freunde, statt mich zu trösten und an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung.“ In diesem Zustande brachte ihm sein Glückstern jene „herrliche Mädchengestalt“ entgegen, von der er selbst sagt:

Lange such' ich ein Weib mir, ich suchte, da fand ich nur Dirnen.
Endlich erhascht' ich dich mir, Dirnchen, da fand ich ein Weib.

Aber wenn man auch geneigt ist, Goethe selbst loszusprechen und seine Handlungsweise wenigstens nach dem bekannten Satze zu entschuldigen: tout comprendre est tout pardonner, so bleibt doch in den meisten noch die Neigung übrig, Christiane selbst vom Standpunkte der Sittlichkeit aus zu verwerfen. Besonders Frauen sind mit dem Verwerfungsurteil rasch bei der Hand. Hierüber findet sich in der Einleitung zu der neuen Publikation die bemerkenswerte Stelle: „Was den sittlichen Standpunkt der Weimarer Gesellschaft betrifft, so scheint er ein etwas verschwommener gewesen zu sein. Das Verhältnis der Frau von Stein zu Goethe beunruhigte die Gesellschaft in keiner Weise. Dieses Verhältnis wurde aber von den Mitlebenden weit mehr für ein Liebesverhältnis gehalten als jetzt. Als sich Goethe Christianen zuwendete, wurde Frau von Stein aufrichtig bedauert; man kondolirte ihr förmlich. Christiane dagegen verachtete man, weil sie seine Geliebte geworden war. Eine gesunde Moral muß anders urteilen. Sollte überhaupt zu Gericht geseffen werden, so mußte das freie Mädchen entschuldbarer erscheinen, als die Frau, die ein Recht über sich nicht mehr hatte.“